

Die Wildeneywirtin [Fortsetzung]

Autor(en): **Lerch, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 49

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Wildeneywirtin

VON CHRISTIAN LERCH

1. Fortsetzung

Weil die Wildeney, wo man den Christen vermutet, in der Herrschaft Schlosswil liegt, erlässt der Amtmann an den dortigen Schlosshern die freundnachbarliche Bitte, das Badwirthshaus durchsuchen und auch sonst mit allen Mitteln nach dem Flüchtling fahnden zu lassen. Und mit alternierender Promptheit funktioniert nun, 36 Stunden nach dem Tode des Wildeneywirthes, der fast lächerlich einfache, aber famos eingespielte Apparat der Landpolizei.

Im Hause Strübi auf der Motten halten Stettler und Baumgartner Haussuchung. Sie fördern unter allerhand Kram eine rote Weste, eine „unspinnene“ Hose und einen Kittel zu Tage — und Stettler frohlockt: „Sooli — den hat's! Das sind die Kleider, die er damals trug, oder ich will nicht Stettler beissen.“ Jetzt nur noch eins: Wo ist der Christen?

Vater Strübi, ein zerwerchtes, schitteres Mannli mit scheuen grauen Augen, will nichts wissen. Dafür gibt nach einigen Ausflüchten Mutter Strübi zu, Sami sei am Donnerstag in Bern gewesen. Beim Scharfrichter im Ryffligässli. „Doktorzeug geholt, oder so etwas. Der Uli weiss Bescheid, mein' ich.“

Am Sonntagvormittag betritt Turmweibel Baumgartner, begleitet von „genugsamer Mannschaft“ aus Signau, den Käfigturm und liefert seinem wachhabenden Kollegen den Sami Strübi zu fürsorglicher Obhut ab.

Sami.

Noch am selben Tage wird der Knabe einvernommen. Er behauptet steif und fest, er sei am Donnerstag nicht in Bern gewesen. Er erzählt etwas von einer Tante Marei im Zäzibach, bei der er am Donnerstag habe vorsprechen wollen; aber es sei niemand daheim gewesen...

Nacheinander marschieren jetzt fünf Sträflinge aus dem Schallenhause auf, die dabei gewesen sind, als die Wurst überbracht wurde. Keiner erkennt den Knaben mit Bestimmtheit wieder. Der andere „hatte hellere Haare“, „war grösser“, „war kleiner“, „war bleicher“, „trug andere Kleider“. Selbst Schallenmeister Hirsiger schaut sich den Burschen unschlüssig an und lässt die Frage offen.

Nun erscheint der Scharfrichter im roten Mantel: „Den Burschen da kenne ich nicht. Nie gesehen. Auch letzten Donnerstag nicht. Ob ich Gift verkaufe? Niemals!“

Zwei Tage später kommt Schallenprofoss Stettler endlich von Signau zurück: „Schlechter Bericht, Herr Grossweibel. Christen Strübi ist fort. Die Wirtin auch. Vater Strübi behauptet, Christen sei ins Welschland zu seinem Major gegangen. Namen und Ort weiss der Vater nicht. Pech! Aber dafür habe ich jetzt die Kleider, die der Junge am Donnerstag trug!“

„Gut — die muss er beim nächsten Verhör anziehen, und dann marschirt noch einmal die Schallenhausemannschaft auf.“

„Schon recht — das wird ihn überführen, eins, zwei!“

Wie nun Sami in den gefundenen Kleidern vor dem Verhörbeamten steht, klappt in ihm etwas zusammen. Er gibt jetzt zu, dem Hans Laubi die Lebensmittel überbracht zu haben. Im Auftrage seines Bruders Christen. Der hat ihm befohlen, im Holzschopf bei Schuhmachern — wo Uli seine Körbe einzulagern pflegt — das Päckchen

in einem der Körbe zu nehmen, dann Wein und Mütschen zu kaufen und alles dem Laubi zu bringen. Was in der Wurst war, will Sami nicht gewusst haben. Woher die Wurst stammt, auch nicht. Dass Christen mit der Wildeneywirtin im Geschrei gewesen, das ist ihm bekannt; mit Einzelheiten kann er aber nicht aufwarten.

Auf eine weitere Frage gibt Sami plötzlich zu, doch gewusst zu haben, dass „etwas“ in der Wurst war. Aber Christen habe ihm befohlen, rundweg alles zu leugnen.

Und nun ist der Grossweibel mit dem Bürschlein für diesmal völlig am Hag; alles Baggeln und Stucken nützt nichts mehr. Darum bricht der Beamte das Verhör ab. Zunächst muss er jetzt ohnehin der Regierung einen ersten schriftlichen Bericht einreichen.

Drei Tage später nimmt er sich den Knaben wieder vor. Eindringlich redet er ihm zu: „Die hohe Obrigkeit ist nicht zufrieden mit dem, was du bisher eingestanden hast. Wir müssen noch mehr wissen. Es wäre gut, wenn du dich um die Gnade der Obrigkeit bemühest. Sonst müssten wir am Ende Zwang gebrauchen.“

In Samis Seele wühlt die Qual des Durchschautseins. Dennoch knorzt er mit seinen Auskünften.

„Christen hat mir fünf Batzen versprochen... und er hat mir gesagt, er habe etwas in die Wurst getan, das den Laubi werde versorgen machen...“

„Aber wie konntest du denn auf das Versprechen von fünf Batzen diesen abscheulichen Auftrag verrichten?“

Sami greift zu jener Ausrede, von der im Volke behauptet wird, sie mache in jedem Verhör gut Wetter: „Ich habe halt nicht genug gebetet, da hat mich Gott verlassen.“ Doch der Grossweibel tut, als höre er's nicht. Plötzlich will er wissen, ob Uli auch in die Geschichte eingeweiht sei. Uli sitzt jetzt nämlich auch im Turme — ohne dass Sami davon Kenntnis hat.

„Freilich, ja — er hat ja am Mittwochabend zu Christen gesagt: es isch de i de Chörb...“

Aber das ist nun für einmal wieder alles.

Uli.

Im Verhörzimmer löst der 25jährige ältere Bruder den Sami ab. Der Grossweibel fragt ihn zunächst über seinen Korbhandel aus und kommt so ganz beiläufig auf das Päckchen mit der Wurst. Wieder vernimmt er eine bedeutungsvolle Einzelheit: Christen hatte seinen Auftrag zuerst dem Uli erteilt. Der hat aber der Sache nicht getraut. Und nun folgen Schlag auf Schlag unbequeme Fragen, die dem Uli trotz vorsichtig ausweichender Antworten recht bald den Ausweg verrammeln. Dabei kommt unter anderem heraus, dass Uli der Wirtin um die Fastnachtszeit einen Brief Christens überbracht hat.

Auf die unvermittelte Frage, ob er nie Gift gekauft habe, gibt Uli offen zu: „Doch, vor drei oder vier Wochen. Für einen Batzen. Beim Apotheker Wagner. Ich handle neben meiner Korberei auch noch um Käse, mit dem Röthlisberger Christen zusammen. Und in unserem Kässpeicher zu Ramsen sind Mäuse. Es muss noch vor dem Gift dort sein, auf dem Boden, in einem Kachelscherben.“

Damit will Uli nun sein Gewissen auch entladen haben. Im Glauben, „es“ sei vorbei, bittet er um Verzeihung.

Der Grossweibel sendet einen Boten in die Wagnersche Apotheke. Herr Wagner klappt sein Buch auf: „Ja, da steht's. 11. Heumonath. Arsenicum an einen gewissen Strübi, 1 Batzen.“

Vreni.

Die Sache mit der Flucht der Wirtin ist eine Falschmeldung gewesen. Sie war nur damals, als die Hartschiere sie abholen wollten, ausgegangen, und niemand wusste wohin. Nun sitzt sie aber auch im Käfigturm. Und nachdem Uli wieder in seiner Zelle untergebracht ist, kommt die Wirtin an die Reihe.

Die munter aussehende junge Frau steht Rede und Antwort mit einer gleichmütigen Unbefangenheit, die fast unheimlich wirkt. Ihre Personalien gibt sie in ruhigem Plauderton an: Verena Läbig von Rüderswil, Wittib des Hans Laubi, 26 Jahre alt, verheiratet seit bald fünf Jahren, Mutter eines vierjährigen Bubleins.

Dass ihr lieber Mann gestorben ist, tut ihr herzlich leid.

Warum sie denn nicht gekommen sei, um die hohe Obrigkeit anzuflehen, dass man den Mörder strafe?

Ach, vor vierzehn Tagen ist ihr Vater gestorben und seither hat sie keine gesunde Stunde mehr gehabt. Dass ihr Mann hat sterben müssen, daran ist sie ganz unschuldig. Wie es mit dem Christen Strübi sei? Oh, der ist bei ihr bloss Tagelöhner gewesen, eine Zeitlang, weil der Knecht in fremde Kriegsdienste gezogen ist. Aber sie hat rein nichts mit dem Christen zu tun gehabt. Wenn ihr der Hans nicht lieb gewesen wäre, so hätte sie sich ja scheiden lassen können. Schallenhäus ist Scheidungsgrund! Aber sie hat ja ihren Mann fast jede Woche einmal besucht und hat ihm Geld und Kleider geschickt. Dazu jeden Montag ein Pfündlein Anken, durch einen Küher in der Wildeney. Manchmal auch etwa Fleisch, aber diesen Sommer keines.

Messerscharf klingt in diese Erinnerungen hinein des Grossweibels Frage: „Und sonst, hast du ihm durch niemanden etwas geschickt?“

„Nein,“ erwidert Vreni harmlos, „es sind halt drei Küher in der Wildeney, da hat bald der eine die Sachen mitgenommen, bald ein anderer.“

Der Grossweibel lässt seine ganze Verhörkunst spielen. Aber trotz aller Kreuzfragen will die Wirtin nicht an der Angel zappeln. Nichts von schlechtem Gewissen, nichts von nervöser, sich verhaspelnder Hast!

Den Christen Strübi hat die Wirtin weder geliebt, noch gehasst. Heiraten hätte sie ihn nicht mögen. Ueberhaupt ist er seit dem Hirsmonat nie mehr in der Wildeney gewesen.

„Aber geschrieben hat er dir aus Holland; der Uli hat dir ja den Brief gebracht!“

„Nein, der Brief war an den Uli selber; aber er kann nicht lesen; darum hat er ihn mir gezeigt.“

Und so weiter. Auf jede neue Frage bringt Vreni eine glaubhafte Antwort. „Hast du nichts mehr zu sagen?“

„Nur, dass ich gerne bald heim möchte. Um meinem Hauswesen abzuwarten.“

„Merkwürdig, dass sie nur vom Hauswesen redet, aber nicht von ihrem kleinen Kinde“, denkt der Grossweibel. Er forscht aber nicht weiter und schliesst das Verhör.

Wieder Uli.

Ueber Nacht ist bei Uli heilsame Einsicht eingekehrt. Er meldet dem Turmweibel, er sei bereit, sein Geständnis zu vervollständigen.

Und was jetzt herauskommt, ist sehr, sehr bedeutsam.

Am Samstagabend hat ihn Christen gebeten, mit ihm in die Wildeney zu kommen. Der Wirt sei nämlich im Zuchthause gestorben, und in dem bewussten Päcklein sei eine vergiftete Wurst gewesen... „und drum sei so gut“, hat er gesagt, „und komm mit!“



ADVENT

I

Nun hat der Herbst die goldnen Zweige –
Rasch geht es jetzt dem Ende zu –
End' ohne End' – nie ganz zur Neige,
Zeit wird's, dass ich zur Wurzel steige,
Mir Kräfte sammle dort in Ruh.

II

Nun steigen wir in uns hinab,
In tiefe Erde, in das Grab –
Versammeln uns in uns ganz dicht
Und schauen in das Innensicht.

III

Welche wundersame Stille
Senkt sich nun auf dich herab,
Da dein kleiner, wirrer Wille
Endlich einmal Ruhe gab,

Da die Süchte einmal schweigen,
Tore in der Tiefe gehn,
Aus dem Herzen Kräfte steigen,
Die die Welt bestehn.

Karl Adolf Laubscher, aus „Notwendende Worte“, Kristall-Verlag, Bern

In der Wildeney ist Christen zuerst allein ins Haus hineingegangen und hat nachher den Uli auch herein-geiufen; aber er müsse die Schuhe ausziehen und durch das Fenster einsteigen. Drinnen haben die zwei ihm Wein, Käse und Brot aufgestellt. Während er ass und trank, haben sie beim Bett leise geplaudert. Nach einer Viertelstunde ist Uli wieder fortgegangen, hat aber vor Aufregung fast nicht mehr gehen können. Christen hat ihn unterwegs eingeholt, und sie sind zusammen heimgekehrt.

Von dem, was die beiden zusammen geplaudert haben, hat Uli nichts verstanden. Er hat nur gehört, dass das Vreni weinte.

Christen hat ihm und dem Sami scharf zugeredet, sie müssten leugnen. Bei Leben und Sterben nichts sagen! „Dum habe ich in Signau so bestimmt behauptet, Sami sei nicht in Bern gewesen...“

Wo Christen jetzt sei?

„Wie soll ich das wissen? Ich bin ja seit dem Sonntag verhaftet!“

Nochmals der Nachtbesuch.

Der Herr zu Schlosswil ist unterdessen auch nicht müßig gewesen. Er hat ermittelt, dass die Wirtin am Abend des Samstags nach dem Morde eine Nachbarin zu Strübis auf die Mutten geschickt hat: sie solle dem Christen melden, Hans Laubi sei gestorben, und er selber oder einer seiner Brüder möge sofort nach der Wildeney kommen.

Der Grossweibel nimmt daraufhin die Wirtin neuerdings ins Gebet — sie hat 5 Tage Zeit gehabt, sich eines bessern zu besinnen — und hält ihr vor, sie habe durch ihr Leugnen die Sache viel schlimmer und sich selber unglücklich gemacht.

Das Verhör zieht sich stundenlang hin. Zwanzig grosse Folioseiten muss der Gerichtsschreiber füllen. Man stellt der Wirtin die besagte Nachbarin gegenüber; dann den Uli. Das Ergebnis des Verhörs ist gering genug:

Die Wirtin behauptet, sie habe gar nicht den Christen rufen lassen, sondern den Uli, dem sie etwas Geld geschuldet habe für Käse. Sie habe diese Schuld berichtigen wollen, ehe die Behörden wegen des Todesfalles ein Inventar aufnahmen. Die Botin habe auf der Mutten den Auftrag falsch ausgerichtet. Diese, Anna Widmer, gibt jetzt etwas nach und will wenigstens nicht mehr bestimmt behaupten, dass ihr die Wirtin befohlen habe, dem Christen den Tod Laubis anzusagen. Aber dass sie den Christen verlangt habe, das sei und bleibe Wahrheit.

„Nein, Aenni,“ beharrt die Wirtin, „ich habe dir nichts von Christen gesagt: ich sagte dir doch, Uli oder Klaus, weil sie beide um Käse handeln!“ Anna Widmer bleibt fest: „Doch, Vreni, ich weiss es ganz bestimmt. Ich höre noch jetzt, wie du traurig warst, als du sagtest: Christen. Ich habe ein gutes Gewissen!“

Später, in Gegenwart Ulis, gibt die Wirtin zu, dass Christen bei ihr gewesen sei.

„Was hattest du mit Christen so leise zu besprechen?“

„Wir haben nicht so leise geredet, dass es der Uli nicht hätte verstehen können. Ich habe Christen bloss gesagt: Ich habe dich ja gar nicht rufen lassen: du weisst doch, dass dir das Haus verboten ist.“

„Und nachher, als Uli fort war?“

„Da haben wir weiter nichts mehr miteinander geredet.“

„Wann habt ihr zwei einander sonst noch gesehen?“

„Sonst gar nie, als eben am Hirs Montag und dann letzten Samstag. Am Tage, als mein Vater beerdigt wurde, habe ich den Christen auch gesehen, aber nur von fern. Er war mit seinen Brüdern am Heuen.“

Weiter verneint die Wirtin, dass sie mit Christen jemals vom Heiraten gesprochen habe. Ueber den Giftmord an Hans Laubi hat ihr Christen am Samstag nur die vier Worte gesagt: „I cha nid hälfe!“ (Fortsetzung folgt)

Für Radio zu Merz

BERN, Gartenstrasse 8
Telephon 2 62 93

NEUE BÜCHER

Fred Stauffer, „Die letschti Stund vom Jederman“.

Ein Spiel vom Sterben des reichen Mannes, in berndeutschen Versen. Heimatschutz-theater Nr. 124. Broschiert Fr. 4.60. A. Francke AG. Verlag Bern.

Die Mundartbühne gewinnt mit diesem dichterisch tiefen, in schwungvolle Verse eingekleideten Stück eine wertvolle Bereicherung von durchaus neuartigem Gesicht. Nicht das Bauern-, Handwerker und Bürgertum ist diesmal der Gegenstand der mundartlichen Bühnenkunst, wie sonst üblich; es ist vielmehr das alte Spiel vom Sterben Jedermanns, das in zeitlose menschliche Tiefen reicht und neben der Stimme Gottes den Tod und den Teufel leibhaftig auftreten lässt.

Stauffers Szenen und Verse sind dem Hofmannsthal'schen Jedermanns Spiel durchaus frei nachgestaltet. Eine starke Vereinfachung und Reduktion der Personen lässt sich erkennen; so ist das Gastmahl weggefallen, und am Schluss tritt statt der Allegorien des Glaubens und der guten Werke — in Umdeutung kirchendogmatischer Vorstellungen auf das Seelische — einfach ein Knäblein auf, das die reine kindliche Seele Jedermanns verkörpert und ihn zur Bereitschaft für das Jenseits stärkt und läutert.

Anlässlich von Marionettenaufführungen erlebte dieser mundartliche „Jedermann“ grosse Publikums- und Presseerfolge. Die Spielvereine gewinnen hier eine durchaus neuartige, ernste Aufgabe, die bei geringem szenischen Aufwand ein menschlich grosses Thema zeigt. Die Aufführungen werden sich keineswegs bloss auf Marionettenbühnen beschränken müssen; die lebendigen Darsteller finden hier Rollen von lapidarer Kraft und beseeltem Ausdruck.

„Schweizer Familienbuch, Chronik und häuslicher Ratgeber“, heisst das über 360 Seiten starke Werk, mit über hundert Bildern, zahlreichen Illustrationen, Kunstdrucktafeln und Vierfarbendruck, herausgegeben durch die Verkehrsverlag AG., Zürich; bearbeitet von Frau L. Lander-Rindlisbacher. Prominente Mitarbeiter, wie Prof. Dr. med. W. von Gonzenbach, Prof. Dr. H. Hanselmann; Prof. Dr. E. Matthias; Frau Dr. med. H. Hopf-Lüscher; Dr. med. W. Abegg und viele andere mehr teilen sich in die Verfasserschaft des Buches.

Der umfangreiche Stoff ist klar und anschaulich gegliedert und ausserordentlich gründlich verarbeitet. Die ganze Idee der Ausgestaltung beweist die richtige Erfassung der Notwendigkeiten des alltäglichen Lebens, die der Reihe nach in aufschlussreicher Weise behandelt sind. Der beigelegte Gesundheitspass für Kinder und der entsprechende Raum für die Familienchronik und eine Stammbaumtafel sind Neuerungen, die den Erfordernissen des heutigen Lebens besonders Rechnung tragen. Wirklich, das Buch gehört in jede Schweizer Familie!

„Hüter des Bruders“, nennt sich der neue Roman von Jo Mithaly, der im Steinberg-Verlag erschienen ist.

Der Verfasser schildert hier die Schicksale eines Zigeunerstammes, der einen wegen seiner Lehren über die Freiheit der Entrechteten verfolgten und aus der Gefangenschaft entflohenen Mann, namens Stephan Varescu, aufnimmt und wie seinesgleichen behandelt. Gehetzt und verfolgt ziehen die Zigeuner immer weiter und ertragen namenloses Elend und Tod für ihr Schweigen und Verschweigen um den auf-

genommenen Bruder. Der Verfasser führt uns hier zu einem Volksstamm, der weit weg von aller Zivilisation, in seiner Art eine Charaktergrösse an den Tag legt, die zu Herzen geht und dem Leser einen gewaltigen Eindruck vermittelt.

„Aus meiner Bubenzzeit und andere Geschichten“, nennt Roland Bürki sein neuestes Buch, das er im Verlag der Evangelischen Buchhandlung in St. Gallen herausgegeben hat.

Paolo hat auch diesmal wieder die zahlreichen Zeichnungen dafür geschaffen. Mit seinem grossen, erzählerischen Talent schildert der Verfasser Episoden aus einer frohen, glücklichen Jugendzeit, bald im Dialekt, bald in der Schriftsprache. Dazu kommen eine Anzahl Märchen und Fabeln, die in ihrer Art neu und erfrischend sind. Das Buch bietet sowohl der Jugend als auch den Erwachsenen eine Fülle neuer Eindrücke.

„Die Arche Noah“ mit Bildern von Berta Tappolet und Text von Eugen Haffter.

Frisch und unbefangen, wie das Kindergemüt selbst, ist dieses neue schweizerische Bilderbuch, in dem die durch einige unserer besten bunten Kinderbücher weitherum bekannt gewordene Malerin Berta Tappolet den Kleinen die unerschöpfliche Geschichte von der Arche Noah erzählt. Mit Entzücken finden die Vier- bis Achtjährigen auf diesen zart abgetönten Seiten alle Tiere wieder, die sie kennen und die ihnen deshalb besonders ans Herz gewachsen sind.

(Tappolet-Haffter: „Die Arche Noah“, ist erschienen im Morgarten-Verlag in Zürich und kostet kart. Fr. 3.80.)